

Körper werden: Dekonstruktion, Embodiment und Psychologie

Müller, Birgit

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Müller, B. (2001). Körper werden: Dekonstruktion, Embodiment und Psychologie. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 25(1), 9-36. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19917>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Birgit Müller

Körper werden. Dekonstruktion, Embodiment und Psychologie

Dezentrierung und die Produktivität der Oberflächen

Die Diskussion um den Körper als einen zentralen Ort der kulturellen Bedeutungsproduktion ist von massiven Ambivalenzen durchzogen, es wird von Verlust und Verschwinden, von Wiedergewinnung und Wiederkehr gesprochen, von Entkörperlichung der Menschen zum Beispiel durch Gentechnik oder poststrukturalistische Texte (siehe Kritik von Duden 1993). Andererseits erleben wir einen medialen Boom an erzwungener Körperaufmerksamkeit, die über Bilderfluten und mit esoterischer ›feel good‹-Metaphorik den Körper ins Zentrum rückt. Obwohl permanent über den Körper geredet und geschrieben wird, zahllose Bilder produziert werden und er das ständige Thema in darstellenden und bildenden Künsten ist, schwingt immer wieder der Tenor des Mangels, der Entfremdung und der Spaltung mit. Die Rede über den Körper inszeniert den Verlust eines Referenten, der an einen imaginären Ursprung gesetzt wird, obwohl die konkreten medizinischen, politischen und ästhetischen Praktiken diesen obsolet machen müssten. Je mehr die Oberfläche des Körpers in seine Tiefe rückt, das heißt je deutlicher der Körper inklusive seiner neuronalen und genetischen Tiefenstruktur Ort für ergreifende Aktionen wird, um so mehr wird nach einem Ort des Widerstandes gesucht, nach einem quasi natürlichen turning point der diese Prozesse in ihre Schranken weist. Ein Ort, den der Körper lange Zeit besetzen konnte. Als Natur konnte er gegen Verunsicherungen und Ambivalenzen immunisiert werden und sich so als Ursprung setzen und damit gleichzeitig als Referenz wissenschaftlicher und instrumenteller Legitimationsfiguren dienen. Ursprungsmythen produzieren einen Ort jenseits diskursiver Bedeutungsproduktion, einen unhintergehbaren Referenzpunkt, über den nicht verhandelt werden kann. Der ›authentische‹ oder

›natürliche‹, wenn auch jeweils abwesende Ort des Körpers, besetzte in unterschiedlichsten diskursiven Ausformungen den Hintergrund der Sinnstiftung – und sei es in seiner Inszenierung als Verlust. Wie ein Gespenst wird er gerade in seiner Abwesenheit beschworen.

Michel Foucault hat darauf hingewiesen, dass die Verwendung des Referenten ›Körper‹ einen tiefgreifenden Prozess der Produktion und Reglementierung moderner Subjektivität inszeniert, ein Sensorium für den Wahrheitsanspruch an die Subjekte (Foucault 1977). Über den Körper werden Differenzen agiert, die konstitutiv für die Grundlagen des modernen Selbstverständnisses sind. Zentrale Legitimationslinien laufen über den Körper und transportieren Bedeutungen und Ausschlüsse (siehe auch Gould 1988). Mit dem Verweis auf das Materielle werden ebenso radikale Aktionen gegen diese mobilisiert.

Die fortwährende Thematisierung und Problematisierung des Körpers muss demzufolge vor allem in ihren diskursiven Ansprüchen und Verweisen in den Blick genommen werden – sie verweist auf einen Streit um den epistemologischen Status und so, nimmt man die Diskussion insgesamt in den Blick, vor allem auf die Auflösung eines gesicherten Referenten. ›Körper‹ Vorstellungen und Repräsentationen vom Körper verschieben sich oder sind nicht mehr haltbar. Der Körper kann nicht mehr selbstverständlich personale Identität garantieren. Statt dessen muss der Körper auf der Ebene der Erscheinung die neuen Identitätsentwürfe sichtbar machen. Der Körper wird zum Stilmittel der aktiven Inszenierung von Zugehörigkeit. Seine ›Konstruierbarkeit‹ scheint hier unproblematisch, sofern sie den Ansprüchen an eine ›authentische‹ Selbstinszenierung gerecht wird. Bilder vom Selbst sind in einer visuellen Gesellschaft die Versicherungsfigur par excellence, der Körper wird der Teil der Inszenierung, der sie ›meine eigene‹ werden lässt. Er wird auf vielfältige und produktive Weise verändert und genutzt, eingebaut und eingefügt – in neue Identitäten, neue Techniken, neue Bilder. PerformancekünstlerInnen machen den Verlust der Funktion, Behälter und Repräsentant für die Ordnungsdiskurse moderner Subjektivität zu sein, zum Zentrum ihrer Aktionen. Sie reflektieren damit die Überproduktion von Bildern vom Körper, die libidinös und phantasmatisch besetzt werden und denen in medialen und technologischen Dimen-

sionen kaum Grenzen gesetzt sind (Angerer 1995, Haraway 1995). Der Körper verliert eine Tiefendimension, die auch nur Fiktion war und gerade das lässt ihn zum Ort der bedeutungsaufgeladenen Selbstreproduktion und zur zentralen Matrix von Phantasien werden. Je unklarer seine Verweise, um so intensiver werden Verweise hergestellt, wird er in der Kunst beschworen, werden Bilder vom Körper erzeugt und um so mehr Menschen mühen sich ideale Körper zu haben (Sampson, P. 1996, Sieber 1999, Gilman 1999, Borkenhagen 2000 und in diesem Heft). Selbstbespiegelung und phantasmatische Aufladung sind heute formierende Praktiken von Körperlichkeit. Der Körper folgt diesen (Spiegel)Bildern. Der verlorene Status des Originals wird durch die Produktion von Körpern *als* Original kompensiert. Techniken der Stilisierung, der Ästhetisierung und der Esoterisierung stellen Körper im Namen neuer Zugehörigkeiten her. Seine selbstverständlich genommene Präsenz und Eindeutigkeit gerät in Bewegung. Verweise über den Körper werden komplexer und uneindeutiger und geraten immer schneller in die Linien verschiedener, auch kommerzieller Diskurse und Praktiken. Die einfache Schnittstelle, in denen der Körper als geschichtslose Konstante zur Natur gezählt wurde und zugleich als *Anderer* Ort spekulativer und phantasierter Zuschreibungen war, funktioniert nicht mehr als einzige Differenz. Die Funktion, den Überschuss dualistischer Konzeptionen, d.h. das Inkommensurable der Herrschaft zu repräsentieren – das was sie gleichzeitig legitimiert und in Frage stellt – hat dem Körper eine besondere Bedeutung verliehen. Dieser phantasierte Ort gerät ebenso wie die Annahme der Spaltung ins Wanken und wird desillusioniert. Die Diskussion um den Körper kann als Indiz für diesen in Bewegung gekommenen Status verstanden werden.

Die Bewegungen dieser Diskussion sind hauptsächlich von zwei Bereichen ausgegangen: in der Auseinandersetzung um die Kategorie Geschlecht und in der Diskussion um die Schnittstelle Mensch-Technik. In diesen zwei Bereichen wurde in Theorie und Praxis die Verschiebung eindeutiger Körper aktiv inszeniert und eine Reihe heftiger Kontroversen damit ausgelöst. Hier wurde performativ experimentiert, ohne dass psychologisch-sozialwissenschaftliche Theorien diesen Ansätzen gefolgt sind. In den Versionen identitätspolitischer Körperrepräsentationen gefangen, wa-

ren sie nicht in der Lage, theoretische Potentiale darin zu erkennen. Am offensichtlichsten ist der Rückzug aus dem spekulativen Risiko, welches diese diversen *queeren* Praktiken provozieren, in einem phänomenologisch begründeten Postulat des Körperwissens eines *connatural body* (Bigwood 1991), der als Garant für eine gemeinsame Identitätspolitik (Feminismus) herhalten muss.¹ Das historisch als weiblich am Körper sichtbar Gemachte gerät so über den Verweis aufs Materielle zur Realität. Solche Form von Identitätspolitik – so begründet und aktuell-politisch notwendig sie in vielen Fällen auch ist – setzt sie sich mit epistemologischen Anspruch, konserviert sie bereits vollzogene Ausschlüsse, durch die das in Frage stehende Subjekt überhaupt erst sprechend werden kann.

Es bleibt so eine Aufgabe, Konzepte zu entwickeln, die den vielfältigen Körperpraxen folgen können, ohne diese mit dem Verweis auf ein einheitliches und zentriertes Körperkonzept als Mangel oder Fragmentierung zu fassen. Nur in dem Versuch heterogene Körperpraxen theoretisch zu formulieren besteht die Möglichkeit, die Spuren dieser sich ändernden Praktiken aufzusuchen und deren Potential auszuloten. Wichtig erscheint mir, dass die Infragestellungen von einheitlichen und eindeutigen Körperkonzepten oft von denen ausgegangen sind, die als *Andere* konstruiert wurden (in jüngster Zeit in den Gender/Queer/Transgender-Diskussionen). Insofern sehe ich die Notwendigkeit, Ausschlüsse, die über Konzepte vom Körper und auch das der Körpererfahrung gezogen werden, nicht weiterzutransportieren. Dies verstehe ich auch als Teil eines kritischen Anliegens: zu prüfen, was Körperkonzepte ein- und ausschließen, wen sie als Körpersubjekt voraussetzen und wen sie konzeptionell nicht fassen können.

Embodiment – Verkörperte Selbst

Innerhalb der sich konstruktionistisch verortenden Psychologie gibt es seit einigen Jahren Bestrebungen, den Körper in den theoretischen Blick zu bekommen. Das mit der üblichen Verspätung den anderen Sozial- und Geisteswissenschaften gegenüber, denen es längst eine Selbstverständlichkeit ist, Konstruktionsprozesse des Körpers aus soziologischer, historischer, kunstgeschichtlicher, kulturwissenschaftlicher und politischer Perspektive

zu sehen. Nun gibt es einige Versuche, die Ignoranz der Psychologie produktiv zu wenden und den Körper nicht nur als neuropsychologisches und biologisch-physiologisches Faktum und als natürliches Objekt zu sehen, welches den materiellen Rohstoff psychischer Funktionen liefert.

Alan Radley (1991) hat ausführlich die Unfähigkeit sozialpsychologischer Theorien dargestellt, psychische Prozesse als die von verkörperten Individuen zu konzeptualisieren: »...in terms of a broad cognitivist approach, the individual as social being carries all of the marks made by the separation of mind from body« (Radley 1991, S.180). Dies führt bestenfalls zu einem »...particular view of people as cloaked in their bodies« oder »...the body as the object of perception or as a commonly held signalling system« (ebd. S.179). Gegen die Entwicklung *einer* Theorie vom Körper plädiert er für eine Thematisierung des Körpers in den jeweils konkreten Lebenspraxen. Eine vereinheitlichende Körpertheorie würde lediglich ein verobjektviertes Verständnis vom Körper reproduzieren. Radley hebt ein taktiles verkörpertes Wissen hervor, welches nur in jeweiligen Lebenswirklichkeiten, Handlungen und Positionen gegeben ist und nicht darüber hinaus verallgemeinert werden kann.

The tactic basis from which people act does not lie inside their bodies, still less inside their minds, but in the subjectivity of their joint intentions What have been called, at various places in this book ›perspectives‹ relationships, projects, discourses and virtual images each point from their different positions to this important assumption. (Radley 1991, S.185)

Der stillschweigenden Setzung des Körpers als allgemeine und einheitliche Tatsache soll mit der Betonung multipler verkörperter Praxen begegnet werden. Körperliche Praxen werden als verortet in sozialen Kontexten einerseits und andererseits in konkreten Handlungszusammenhängen des Individuums verstanden.

Der Begriff *Embodiment* spielt in dieser Diskussion eine bedeutsame Rolle, verschiedene AutorInnen nutzen ihn um sich einerseits gegen das Desinteresse psychologischer Theorien gegenüber der verkörperten Seinsweise ihres Gegenstandes zu wehren und andererseits kritisch von den Ver-

einseitigungen der konstruktionistischen Metapher der *Einschreibung* abzusetzen. Er betont den verkörperten Status einer Person, die nicht lediglich in einer Welt symbolischer und semantischer Verweise und Repräsentationen lebt, sondern die sich auch durch einen praktischen und ästhetischen sozialen Bezug auszeichnet (Harré 1999).

So unterscheidet Radley (1996) in einem späteren Aufsatz den Begriff *Embodiment* von Body und will mit Embodiment eben jene konkreten und verkörperten sozialen Prozesse beschreiben in und mit denen Menschen am Zustandekommen sozialer Welten beteiligt sind. Die expressive Möglichkeit über die verkörperten Prozesse verschiedene Lebenswelten und Lebensweisen anzuzeigen und diese potentiell zu verändern hebt er als wichtige Dimension des Embodiment hervor: »...embodiment involves the capacity to take up and to transform features of the mundane world in order to portray a way of being, an outlook, a style if life that shows itself in what it is« (Radley 1996, S.569).

Edward Sampson arbeitet in Abgrenzung zu konstruktionistischen als auch zu phänomenologischen Theorien ebenso mit dem Begriff des Embodiments. Damit will er die diskursive Psychologie erneuern, an der er kritisiert, nur *über* den Körper zu sprechen und nicht die verkörperte Weise des Diskurses selbst zu beachten (Sampson, E. 1996, 1998). Das Hauptargument des sozialen Konstruktionismus gegen den vereinheitlichenden Blick der dominanten westlichen Wissenschaft (ocularcentric bias), so Sampson, sei die Betrachtung aller Wissensobjekte als jeweils kontextualisiert in Geschichte, Kultur und Gesellschaft. Der Körper jedoch würde weiterhin wie ein passives Objekt behandelt, auf welches sich Diskurse *einschreiben*. Als Konsequenz dieser (Selbst-)Kritik am konstruktionistischen Körperverständnis unterscheidet er den *object body* von *Embodiment* als sozialer Praxis:

When I refer to embodied discourse, I am referring to the intrinsically embodied character of all human endeavour, to the idea that we are socialised into both a linguistic and a bodily community of practices such that what we say and the embodied quality of how we say it are simultaneously engendered an inextricably intertwined. (Sampson 1996, S.609)

Sampson betont vor allem die Verkörperungen sozialer Verhältnisse, historischer Erfahrungen und politischer Positionierungen. Embodiment ist für ihn eine Ausweitung des Begriff des Diskursiven, der laut seiner Kritik der sprachlichen Praxis der Subjekte verhaftet bleibt. Die Körper der Subjekte reflektieren soziale Positionen, ähnlich dem Begriff des Habitus von Bourdieu. Was er jedoch nicht tut – und dies ist ein generelles Manko der genannten Konzeptionen – ist die diskursiven Ansprüche an den Körper in ihren Bezügen zu anderen Dimensionen dominanter Praktiken zu beachten.

Auch Bearverldt und Vostermans (1996) schlagen eine vergleichbare Konzeption vor, sie verwenden zwar nicht den Begriff Embodiment aber zielen in eine ähnliche Richtung. Sie schlagen vor, den Körper als *selfing device* zu verstehen. Unter *selfing* verstehen die Autoren die Handlungen durch die eine Person ein persönliches und soziales Selbst wird. Mit dem Begriff der *Co-Regulation* betonen sie die tägliche körperliche Praxis der Art und Weise, in der Subjekte sich zu sich selbst und zu anderen (und innerhalb sozialer Welten) ins Verhältnis setzen:

They are learned by a process that involves the progressive development and refinement of bodily sensitivity. This sensitivity does not concern some private world of inner feelings, but on the contrary someone's bodily informed knowledge of the life world. (Baerveldt & Voestermans, 1996, S. 704)

Co-Regulation bezeichnet also eine Art körperliche Kompetenz innerhalb der Prozesse sozialer Konstruktion. Sie kritisieren in theoretischer Hinsicht ein ›rein diskursives‹ Verständnis vom Körper (Körper als Träger von Zeichen und eingeschriebener Machtstrukturen) und in klinischer Hinsicht die Betrachtung körperlicher Symptome im Verhältnis zu einem *verobjektivierten Körperbild* (zum Beispiel bei der Diagnose Anorexia nervosa).

An der Entwicklung des Begriffs des Embodiment wird deutlich, dass dieser sich gegen einen vereinseitigenden Blick auf den Körper über die Begriffe Konstruktion und Diskurs wendet. Die innerhalb konstruktionistischer Diskussion üblich gewordene Metapher vom Körper als *Einschreibefläche*

kultureller Codes, wird zu Recht kritisiert, denn sie inszeniert erneut ein dualistisches Körperverständnis. Sie konfiguriert den Körper als passive Matrix kultureller Prozesse und wiederholt damit die tradierten Spaltungen der Moderne: ein aktives formierendes Prinzip schreibt sich in eine passive und vorgängige Substanz ein und stattet sie mit Bedeutungen und Parametern aus.

Nimmt man diese Kritik jedoch genauer in den Blick zeigt sich, dass hier ebenso mit einem einseitigen Verständnis von Diskurs und Konstruktion argumentiert wird. Diskurs wird im Verständnis der diskursiven Psychologie mit Sprache, Texten, Metaphern und Bedeutungen gleichgesetzt. Aus dieser Perspektive entfaltet Sampson seine (Selbst)-Kritik am konstruktionistischen Blick, die er am Beispiel Judith Butlers ausführt: Diese, in ihrer Ablehnung einer Existenz außerhalb des Diskursiven, benötige theoretisch einen initiierend diskursiven Akt, der die Begrenzungen für das einrichtet, was ein Objekt werden kann. Anstelle einer Welt vorgängiger Objekte, die der ontologische Ansatz postuliert, setze der soziale Konstruktivismus implizit einen vorgängigen Diskurs, durch den Objekte erst relevant werden, voraus. Diskurs und Körper werden zueinander in Kontrast gesetzt in einer Art und Weise, in der Diskurs lediglich als Sprache verstanden wird:

What she fails to recognise how ever, is that those discourses are themselves not pure in the sense of being carried by disembodied words, rather embodiment pervades all human endeavour, all human practices. While it is indeed reasonable to join Butler and others insisting that words construct the body it is also reasonable to insist, that those words are themselves embodied. (Sampson, 1996, S.608)

Hier zeigt sich, dass der Begriff des Diskurses im Sinne eines bezeichnenden Aktes verstanden wird, einer Sprach-Handlung, die Bedeutungen etabliert. Foucault verwendet den Begriff des Diskurses jedoch im Sinne einer regelgeleiteten Praxis *in* der Prozesse der Bezeichnung stattfinden. So versteht sich auch Butler hier in der Foucaultschen Tradition wenn sie schreibt:

Der Diskurs über Subjekte (...) ist für die gelebte und aktuelle Erfahrung eines solchen Subjekts konstitutiv, weil ein solcher Diskurs nicht nur über Subjekte berichtet sondern die Möglichkeiten artikuliert in denen Subjekte Intelligibilität erreichen, und das heißt, in dem sie überhaupt erst zum Vorschein kommen. (Butler, 1993, S.132)

Diskursive Konstruktion des Körpers bezeichnet die Unmöglichkeit jenseits diskursiver Praktiken auf den Körper Bezug zu nehmen. Dies ist jedoch nicht gleichzusetzen mit einem einmaligen Akt der Einschreibung. Der Diskurs ›erschafft‹ nicht, er ist kein ›Konstrukteur‹ – dies würde ihn an die Stelle des wirkmächtigen Subjekts setzen, dessen Status er doch eigentlich erschüttern sollte. Diskurse sind Bündel kultureller Praktiken in denen sich Subjekte erst als solche positionieren können. Diese Praktiken bilden die Bedingungen in denen es erst möglich wird von Objekten, Handlungen usw. zu sprechen. Sie ermöglichen Wahrnehmungen, Sichtweisen und Handlungspraxen, gleichzeitig verpflichten sie auf bestimmte Referenzen, die das Subjekt zu leisten hat. Der Diskurs ist also kein Akteur sondern stellt die Bedingungen für die Prozesse der Subjektivierung und Verkörperung dar:

...denn die Konstruktion ist weder ein Subjekt noch dessen Handlung, sondern ein Prozeß ständigen Wiederholens durch den Subjekte wie auch Handlungen überhaupt erst in Erscheinung treten können. Es gibt da keine Macht die handelt sondern nur ein andauernd wiederholtes Handeln das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist. (Butler 1995, S. 33)

Wird die Diskussion auf diese Weise geführt, werden grundsätzliche erkenntnistheoretische Aussagen über Begriffe wie Diskurs, Materie, Realität und das Außerdiskursive gefordert. Die Diskussion über den Begriff des Embodiment beziehungsweise den Körper in Theorien der sozialen Konstruktion verläuft entlang von Versuchen, das Diskursive und Materielle jeweils zu benennen und ihr Zusammenwirken in den Prozessen, in denen soziale Selbst sich bilden, zu formulieren. So müssen sie sich immer

wieder der Frage stellen »Discourse or Materiality?« (Pujol & Montenegro 1999) und wie in deren Verknüpfungen »Realität« entsteht. Pujol und Montenegro beantworten diese Frage wie folgt:

1. »Reality« is a consequence, not a cause. It is constituted through the interaction between discourses and materiality, but both elements are relative as they are human dependent. Reality is a social production and, as such artificial, as it is facilitated by human action. – 2. »Reality« is independent of human action. It is the result of interactions between human products, but it is not the direct outcome of human actions. Everything is not possible because reality is not »what we want« but a collateral consequence of our actions in the world. Reality is the unintended consequence of interactions among constructions. (Pujol & Montenegro 1999, S.89)

In dieser und ähnlicher Art und Weise wird versucht, die Berechtigung für die konstruktionistische Lesart des Körpers zu begründen und aus den eingefahrenen Gleisen der Diskussion um konstruktionistische Sichtweisen zu entkommen. Fraglich ist, ob sich die Differenzen in Form von allgemeinen Aussagen klären lassen. Vielmehr ist es angebracht, sich die jeweils konkreten Praxen anzuschauen und auf deren Verweisungen in die unterschiedlichen Diskursfelder, wobei der damit entstehenden Perspektivenvielfalt auch methodologisch Rechnung getragen werden sollte.

Embodiment scheint trotzdem ein instruktiver Begriff zu sein, weg zu kommen von dem Blick auf körperlose Subjekte einerseits und andererseits von Deutungen über *ein* Konzept vom Körper. Es nimmt die repetitiven und alltäglichen verkörperten Handlungen in den Blick und mißt diese nicht an einer eindeutigen Grundlage, indem sie zum Beispiel den Zwang zur Vereinheitlichung über ein Körperbild kritisieren. Im Zentrum der Problematisierung steht die Annahme eines sozialen Selbst, welches nun mit körperlicher Relevanz ausgestattet wird. So schreibt Rom Harré, dass die Verwendung des ersten Person Singular immer auf eine individuelle Person verweist und diese unmittelbar auf ihren Körper: »Personhood is so bounded by the singularity of each human being's embodiment that neither more nor less than one person per body is permitted to stand« (Harré 1999,

S.103). Andersherum, um auf eine Person referieren zu können, muss diese eine Platz in Raum und Zeit einnehmen, d.h. in Relation zu Dingen und anderen Personen unterscheidbar sein. So ist Embodiment nach Harré sogar eine Voraussetzung symbolischer und reflexiver Bezüge (ebd.).

Die Vorstellung eines Selbst jedoch wird nicht weiter problematisiert und in seinen diskursiven Ansprüchen aufgezeigt. Sie rücken ein zwar gesellschaftlich positioniertes Selbst in den Vordergrund, dies ist aber Ziel und Zentrum der Prozesse der Verkörperung. Ebenso nicht thematisiert wird, wie der Körper als Referent in der Praxis der Subjekte funktioniert und wie diskursive Zuschreibungen an den Körper wirken.

Körper? Verweisungen, Kontakte, situiertes Wissen

An dieser Stelle setzen Formulierungen des Körpers ein, die, da sie nicht psychologischen Annahmen folgen, nicht die individuelle Person als ein abgegrenztes verkörpertes Selbst zur Voraussetzung ihrer konzeptionellen Entwürfe haben. Sie können dazu beitragen an den Rändern und Grenzen jener Prozesse zu denken, in denen Vorstellungen und Figuren wie das eines Selbst erst entstehen.

Ein Versuch Körperkonzepte produktiv zu erweitern ohne ein personales Selbst als Ziel oder Voraussetzung, stammt von Elspeth Probyn, einer kanadischen Soziologin. Sie schlägt vor, über den Körper in einem konjunktivistischen, entwerfenden und sich neu positionierenden Ton zu sprechen. Dies bezeichnet sie als *strategies of enunciation*.² Da Körper nicht mehr auf einen ontologisch gesetzten Referenten verweisen, können Bezüge neu genutzt, verstärkt und verwendet werden, um diese produktiv zu erweitern. Insofern er nicht für identitätspolitische Postulate taugt, werden seine Verweise heterogen und machen kreative Inanspruchnahmen möglich. Den Körper *with attitude* zu behandeln ist eine Art und Weise Bedeutungen zu verschieben, Verweisungsgefüge in denen Körper stehen in Bewegung zu bringen und über aktive Positionierungen herauszufordern:

Stripped of it's presumptions of truth, this is to use the body with attitude, to defiantly put the body forward as an image within discourse. (Probyn 1991, S.112)

Voraussetzung dieses Ansatzes ist die Relationalität des Körpers, seine Eingebundenheit in Breiche der Auseinandersetzung an Punkten theoretischer und politischer Konfrontation. Körper sind für sich nicht bestimmbar, sondern erscheinen nur in Bezügen, die jeweils das begrenzen, was als Körper signifiziert werden kann, wo über den Verweis auf den Körper Bedeutungen etabliert werden. Mit der Verwendung des Referenten ›Körper‹ wird immer eine Reihe weitergehender Annahmen und Relationen aufgerufen in denen agiert werden muss (Geschlecht, Hautfarbe, Sexualität, Technik). Körper sind positioniert in Netzen von Verweisen, die auf strukturelle und subjektive Einbindungen hindeuten. Sie sind in diesem Sinne immer voraussetzungsreiche und politische Orte, an denen strategisch, produktiv und vorstellungserweiternd Inszenierungen stattfinden können.

Einen ähnlichen Vorschlag unterbreitet Donna Haraway (1995), die vor allem durch ihre Beiträge zu technopolitischen Veränderungen bekannt geworden ist. Für sie ist der Begriff des situierten Wissens zentral. Er bezeichnet historisch spezifische Verknüpfungen von Körper und Bedeutungen. Spezifische Verknüpfungen insbesondere vor dem Hintergrund der Einbindung in ein techno-imaginäres Gefüge:

Der Körper hört auf eine stabile räumliche Kartierung normalisierter Funktionen zu sein und entsteht statt dessen als ein hochmobiles Feld strategischer Differenzen. Der biomedizinisch-biotechnologische Körper ist ein semiotisches System und ein komplexes, Bedeutungen produzierendes Feld. (...) Kein Objekt, kein Raum oder Körper ist mehr heilig und unberührbar. Jede beliebige Komponente kann mit jeder anderen verschaltet werden, wenn eine passende Norm oder ein passender Codes konstruiert werden können, um Signale in einer gemeinsamen Sprache auszutauschen. Vor allem besteht kein Grund für eine Entgegensetzung des Organischen, des Technischen und des Textuellen. (Haraway 1995, S.174f)

Situiertes Wissen ist das Ergebnis komplexer historischer und politischer Konstruktionsprozesse, in denen sich materiell-semiotische Akteurinnen (Haraway) in einem nicht-homogenen und von Machtbeziehungen durchzogenen Raum in Beziehung zu anderen verorten müssen. Situiertes Wis-

sen ist welterschliessend und handlungsorientierend. Es umfasst diskursive Zuschreibungen, Wahrnehmungstechnologien, Lebensweisen, soziale Ordnungen – ein Gefüge von Praktiken, mit denen wir uns auf Lebensverhältnisse beziehen und von ihnen einbezogen werden. Situiertes Wissen und die mit ihm verbundenen Wissensobjekte befinden sich in einem Prozess permanenter und nicht abzuschließender Herstellung. Der Körper als Wissensobjekt hat bei Haraway aber immer einen aktiven Status – als Grenzgänger ist er in die permanente Bedeutungsverschiebung einbezogen und agiert diese. In diesen temporären Interaktionen bilden sich erst die Körper und Bedeutungen heraus:

Was Grenzen provisorisch beinhalten bleibt immer generativ und fruchtbar in Bezug auf Bedeutungen und Körper. Grenzen ziehen (sichten) ist eine riskante Praxis. (Haraway 1995, S. 96)

Haraway durchkreuzt also mit ihren technopolitischen Schriften die Versuchung, Objekte, Körper oder Bedeutungen festzulegen und etabliert eine Praxis unabgeschlossener und jeweils neu zu bestimmender Wissensproduktion. Das Hybride, Gemischte und Heterogene ist immer schon Teil körperlicher Praxen, das Künstliche und Fragmentarische kommt ebenso wenig von außen wie das Technische und Textuelle:

Körper sind zu Cyborgs geworden, zu kybernetischen Organismen, in denen sich technoorganische Körperlichkeit und Textualität auf hybride Weise verbinden. Cyborgs sind Text, Maschine, Körper und Metapher, die allesamt als Kommunikation gedacht werden und einer Praxis verpflichtet sind. (Haraway 1995, S. 176)

Die in beiden Vorschlägen eingenommene Position der Dezentrierung, der Situierung in bewegliche Gefüge, in Situationen, Prozesse und Verknüpfungen sind als Teil einer dekonstruktionistischen Praxis zu lesen. Sie verwenden den Körper nicht als definitiv restringierten Referenten, sondern machen ihn als Gewebe deutlich, also als Text im jenem erweiterten Sinne, wie ihn Jacques Derrida versteht:

Das, was ich Text nenne, ist alles, ist praktisch alles. Es ist alles, das heißt, es gibt einen Text, sobald es eine Spur gibt, eine differen-

tielle Verweisung von einer Spur auf die andere. Und diese Verweise bleiben nie stehen. Es gibt keine Grenzen der differentiellen Verweisung einer Spur auf die andere. Eine Spur ist weder eine Anwesenheit, noch eine Abwesenheit. Folglich setzt dieser neue Begriff des Textes, der ohne Grenzen ist – ich habe deshalb gesagt, auch als scherzhafte Bemerkung, es gäbe kein Außerhalb des Textes – folglich setzt dieser neue Begriff des Textes voraus, daß man in keinem Moment etwas außerhalb des Bereiches der differentiellen Verweisungen fixieren kann, daß ein Wirkliches, eine Anwesenheit oder eine Abwesenheit wäre, etwas, das nicht es selbst wäre durch die textuelle *différance*, durch den Text als *différance* mit einem »a«. Der Text beschränkt sich folglich nicht auf das Geschriebene, auf das, was man Schrift nennt im Gegensatz zur Rede. Die Rede ist ein Text, die Geste ist ein Text, die Realität ein Text in diesem Sinne. Es handelt sich also nicht darum, einen Graphozentrismus gegen einen Logozentrismus oder gegen einen Phonozentrismus wiederherzustellen, und auch keinen Textzentrismus. Der Text ist kein Zentrum. Der Text ist die Offenheit ohne Grenzen der differentiellen Verweisung. (Derrida 1987, zitiert aus Engelmann 1990, S. 21)

Derrida belegt den Begriff des Textes neu um die Möglichkeiten dekonstruktionistischen Fragens zu erweitern. Körper als Text oder als Verweisungsgefüge heißt, das jede Verwendung des Körpers – ob als Begriff, als Bild, als Bewegung – in einem differentiellen Feld erfolgt. Die Bezugnahme auf den Körper eröffnet ein Gefüge hierarchisch strukturierter Bedeutungen und ermöglicht neue. Aufgabe der Dekonstruktion ist es, diese Bedeutungen in Bewegung zu bringen, zu verschieben und deren Selbstverständlichkeiten zu befragen. Allerdings in dem Bewusstsein, das sie nicht auf eine letzte Bestimmung verweisen. Mit Haraways Körper als *produktivem Grenzgänger* und Probyns *strategies of enunciation* wird ein bewegliches und offenes Muster von Verschiebungen inszeniert und gefordert, die Ausschlussverfahren wenig Raum geben. Auch dies im Sinne der Dekonstruktion von der Derrida sagt: »Diese Indifferenz gegenüber dem Inhalt ist keine Gleichgültigkeit, sie ist keine Haltung der Indifferenz, im Gegenteil. In

dem sie jede Öffnung für das Ereignis und die Zukunft als solche kennzeichnet, stellt sie die Bedingung für das Interesse und die Nicht-Indifferenz wem gegenüber auch immer dar, für jeden Inhalt im allgemeinen« (Derrida 1995, S.122). Sie erfordert eine Offenheit gegenüber dem Horizont der Möglichkeiten, gegenüber dem Noch-Nicht-Anwesenden, Unerwarteten und schafft somit Platz für radikale Andersheit und Singularität. Sie schafft Platz gegenüber dem, was Körper werden kann.

Körper! Diskursive Ansprüche

Judith Butler hat wohl am radikalsten Vorschläge entwickelt, die körperliche Praxis nicht von einem Zentrum aus zu verstehen, sondern als solche, die kein Subjekt als Ziel oder Voraussetzung benötigen und von vornherein von den Rändern der Diskurse ausgehen, in denen sich Individuen erst als Subjekt positionieren können. Zwei Achsen stehen im Mittelpunkt ihres theoretischen Verständnisses: Materialisierung und Performativität. Diese sind gekennzeichnet von dem Anliegen, Prozesse der Konstruktion genauer zu durchdenken, um eben nicht in die von der Kritik geäußerten Simplifizierungen zu geraten. Der Körper wird konsequent als Prozess und Praxis begriffen, die jedoch untrennbar verbunden mit dem Zustandekommen intelligibler Subjekte ist.

Materialisierung

Butler arbeitet an der Dekonstruktion des Begriffs der Materie, indem sie seine Geschichtlichkeit verfolgt und zeigt, wie über diesen Begriff Ausschließungen festgelegt und abgesichert wurden. Sie zeigt, wie die Vorstellung der ewig aufnehmenden Materie, die niemals aus sich selbst heraus Form annehmen kann, sondern immer das Material der Formung bleibt, historisch verfestigt wird. Über heterosexuelle und andere Ausschlussverfahren wird die Annahme dieser ontologischen Differenz als machtvolle Sicherung hierarchischer Verhältnisse verwendet. Diese funktionieren nicht nur über die Annahme dieser Differenz, sondern gerade indem Körper ihren sozialen Verwendungen und Positionierungen entsprechend sichtbar und erfahrbar werden.

Materialisierung beinhaltet den Prozess des Signifizierens als Materie und damit Begrenzen dessen, was den Status der Festigkeit und Eindeutigkeit bekommen kann. Materialisierung bezeichnet Prozesse der Herausbildung intelligibler Körper, die im Laufe der Zeit stabil werden, so dass sich die Wirkungen von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellen, den wir Materie nennen. Der Körper ist so kein Ort, der den Prozessen der kulturellen und imaginären Zuschreibungen vorausgeht, sondern bildet sich erst in einem Prozess der Verortung, Verfestigung und Sedimentierung. Dieser Prozess ist angewiesen auf die Signifizierung *als* Fläche, *als* Grenze und *als* Materie sowie der Bereitstellung materieller Signifikanten. In diesem Prozess gewinnt der Körper unter bestimmten Prämissen Eindeutigkeit und Stabilität, die nach Butler aber über diskursive Ausschlüsse aufrechterhalten werden. Körpergrenzen bezeichnet sie als gelebte Erfahrung der Differenzierung, die in und mit den Forderungen an die Position des Subjekts entstehen. Die Möglichkeiten, eine Körperoberfläche als bedeutsam wahrzunehmen, ist verwoben mit der Möglichkeit ihrer psychischen Belehung, die wiederum an die Grenzen des Subjekts gebunden ist. Grenzen des Körpers müssen etabliert und bestätigt werden, um als solche zu gelten. Butler insistiert, dass über konstruierte Differenzen (Geschlecht, Hautfarbe) Ordnungen des Körpers hergestellt und die Etablierung signifikanter Körper fixiert wird. Der Referent der Anatomie, der solche Macht über das Denken des Körpers besitzt, wird immer wieder *als* Referent produziert und sichtbar gemacht. Materie ist in diesem Zusammenhang Referent *in der* Repräsentation aber nicht *der* Repräsentation. Der Verweis auf die Materie des Körpers ist eine Art produktives Stilmittel auf das Wissenssysteme Bezug nehmen können, indem sie es als ihr Außen handhaben.

Performativität

Bekannter als der Begriff der Materialisierung ist das Konzept der Performativität in Butlers Theorie. Performative Akte sind wiederholendes und zitierendes Sprach-Handeln, die auf ein Signifikat verweisen, welches während dieser Bezeichnung produziert oder verändert wird. Sie behaupten eine vorsprachliche Wirklichkeit, also eine Position vor jeder Bezeichnung, sie geben an auszudrücken oder zu beschreiben, sind aber gerade

darin produktiv. Performativität ist die Forderung intelligible Körper zu produzieren, zu behaupten und darzustellen. Gleichzeitig wird der darstellende Charakter verschleiert in dem sich diese Positionen als wirklich wahr und unabhängig von ihrer performativen Realisierung setzen. Die Behauptung des prädiskursiven und (geschlechtlich) eindeutigen Körpers ist so als performative Forderung zu verstehen. Performativität ist die wiederholende und zitierende Darstellung von Bedeutungsstrukturen und Kennzeichen unter denen Identität erworben werden kann. Sie ist eine Art notwendige Selbstvergewisserung, die immer wieder vorgenommen werden muss, da Identität nie sicher ist, eben weil sie keinen eindeutigen Referenten hat. Performativität ist nur möglich und nötig weil Identität niemals ist, sondern tut. Eben diese Lücke macht die performative Wiederholung möglich und notwendig. Sie erfaßt damit die stabilisierenden und verunsichernden Momente gleichzeitig:

Die Tatsache, daß es überhaupt eine Notwendigkeit zur Wiederholung gibt, ist schon ein Indiz dafür, daß die Identität nie mit sich selbst identisch ist. Sie muß immer wieder eingerichtet werden, das heißt, sie ist in jeder Pause in Gefahr, abgeschafft zu werden. (Butler 1996, S.31)

Performative Handlungen sind darauf angewiesen, sich auf Konventionen berufen zu können und diese zu zitieren. Sie gewinnen ihre Kraft durch das Zitieren sozialer Positionen, die die Bedingungen für Intelligibilität setzen und das Begehren kanalisieren. Performativität bedeutet Körper werden im Sinne des Zitats – handeln, sich zeigen, wahrnehmen und darstellen im Sinne kultureller Normen, Konventionen und Selbstverständlichkeiten. Der Körper als Repräsentation transportiert so eine Reihe von Vorgaben und Subjektnormen, die eingegangen werden müssen um sprechend zu werden und sich symbolisch positionieren zu können. Außer dem Zitieren ist die nichtidentische Wiederholung ein Hauptmerkmal von Performativität:

Performativität (kann) nicht außerhalb ihrer Wiederholbarkeit verstanden werden, außerhalb einer geregelten und restringierten Wiederholung von Normen. Und diese Wiederholung wird nicht

von einem Subjekt performativ ausgeführt; diese Wiederholung ist das, was ein Subjekt ermöglicht und was die zeitliche Bedingtheit für das Subjekt konstituiert. Diese Wiederholbarkeit impliziert, daß die ›performative Ausführung‹ keine vereinzelte ›Handlung‹ oder ein vereinzeltes Vorkommen ist, sondern ritualisierte Produktion. (Butler, 1995, S.133)

Wiederholung als materialisierender Ritus, der einen Bezugsrahmen etabliert, auf den die Prozesse der Legitimation kreisförmig verweisen können. Die Dimension der Zeitlichkeit ist konstitutiv für Handlungen: nur was wiederholbar ist und sich in der Wiederholung durchsetzt kann machtvolle Subjektpositionen etablieren. Die Wiederholung unterstreicht die Unmöglichkeit einer gelungenen Bezeichnung, sie ist permanentes Einholen und Aufschub und die Inszenierung ihrer Verschiebung.

Psychische Körpergrenzen

Mit Hilfe der Konzepte Performativität und Materialisierung will Butler die Herausbildung abgegrenzter, eindeutiger und intelligibler Körper als Praxis wiederholender und regulierender Handlungen beschreiben. Entgegen dem Konzept des Embodiment, welches die selbstverständlichen und alltäglichen Prozesse der Verkörperung als Selbstwerdung betont geht Butler jedoch von den Rändern des Diskurses aus: Prozesse der Selbstwerdung sind eben nicht selbstverständlich sondern erzwungen über diskursive Ausschlüsse, die die Körperpraxis beschränken und in diesen performativ inszeniert werden. Sie geht von der Annahme aus, dass über die Ansprüche an den Körper Subjektpositionen als nicht intelligibel verworfen werden, diese nicht mit einer relevanten Erfahrung ausgestattet und im Namen eines identitätsstiftenden Konzepts legitimiert werden. Das Subjekt ist bei Butler an den Rändern instabiler Diskurse positioniert, es wird dann relevant, wenn deren Ordnungen in Gefahr geraten. Sich in kulturell verlangte Subjektpositionen über Körperinszenierungen zu begeben ist für sie kein Akt der Wahlmöglichkeit oder einer flexiblen Identitätssuche. Für Butler ist dieser Prozess der Notwendigkeit psychischer Stabilität geschuldet: Der

nicht-signifikante Körper hat seine Entsprechung in der Psychose. Körpergrenzen versteht sie so als Spannung zwischen Materiellem und Psychischem, die in der Wahrnehmung als Gestalt, als Umriss, als Begrenzung die Identitätskonstruktion stützen. Diese Konstruktion unterscheidet sich von der üblichen konstruktionistischen Sicht auf den Körper insofern, als diese bei der Behauptung der Einschreibung stehen bleiben: ein bereits vorhandener Referent ›Körper‹ wird kulturell unterschiedlichen imaginären Schemata unterworfen und entsprechend interpretiert. Butler verschiebt diese Struktur dahingehend, dass der Referent Körper ebenso erst mit der Möglichkeit der psychischen Inanspruchnahmen etabliert wird. Psychische Strukturierung und Körpergrenze verweisen als ein spannungsvolles Gefüge aufeinander und sind nicht unabhängig voneinander zu denken:

Die psychische Projektion verleiht dem Körper Grenzen und demzufolge Einheit, so dass gerade die Umrisse des Körpers Orte sind, die zwischen dem Psychischen und dem Materiellen schwanken. Körperumrisse und Morphologie sind nicht bloß in einer unverminderbaren Spannung zwischen dem Psychischen und dem Materiellen begriffen, sie sind diese Spannung. (Butler 1995, S. 97)

Die Verknüpfung von materieller Inanspruchnahme und psychischer Projektion sind nicht voneinander zu lösen, sie sind weder deckungsgleich noch endgültig, sie ermöglichen sich gegenseitig. Die Grenzen, die nach Butler als signifikante Grenzen eingehalten werden müssen, sind die der Existenzmöglichkeiten eines signifikanten Subjekts, welches an einen ›Körper von Gewicht‹ gebunden ist. Fragmentierung, Auflösung, Ambivalenz, Dezentrierung werden als Möglichkeiten verleugnet, da diese das psychische Sprechen-Können bedrohen. Die als außerhalb der Sprache vorgestellte Materie wird durch ihre diskursive Inanspruchnahme zum Motor psychischer Praxis:

Eine außerhalb der Sache gelegene Materialität zu postulieren bedeutet indes, neue Materialität nicht zu postulieren und die so postulierte Materialität wird das Postulieren als ihre konstitutive Bedingung beibehalten ... Die Materialität der Sprache, im Grunde

die des Zeichens, das versucht ›Materialität‹ zu bezeichnen, verdeutlicht, daß es nicht der Fall ist, daß alles, einschließlich der Materialität, immer schon Sprache ist. Die Materialität des Signifikanten impliziert vielmehr, das es keine Bezugnahme auf eine reine Materialität geben kann, außer auf dem Weg über Materialität. Man kann sich also nicht außerhalb der Sprache begeben um Materialität an sich und von selbst zu begreifen; vielmehr vollzieht sich jedes Bemühen, auf Materialität Bezug zu nehmen, über einen signifikatorischen Prozess, der in seiner Phänomenalität stets schon materiell ist... (Butler 1995, S.99)

An dieser Stelle scheint eine Ähnlichkeit mit dem ›Körper ohne Organe‹ von Gilles Deleuze und Felix Guattari auf. Auch in ihrem Entwurf bewirkt der Zwang des Subjekt-Seins Schichtungen auf dem Körper, die ihm Organisiertheit und Sinn verleihen und damit die ungerichtete Produktivität der Materie hemmen. Letzteres allerdings im gravierenden Unterschied zu Butler. Mir scheint an dieser Stelle jedoch interessant, dass auch Deleuze & Guattari die Struktur des Subjekts als Forderung nach Einschränkung, nach Umriss, Festigkeit, Begrenzung und Eindeutigkeit sehen, mit der Pointe, dass dieses Subjekt für sie der kindlichen Position verhaftet bleibt (Deleuze & Guattari 1992).

Sprechen über Erfahrungen

An poststrukturalistischen Körperkonzepten ist immer wieder kritisiert worden, sie schlossen die Erfahrungen der Subjekte aus und sprächen ihnen Relevanz in theoretischen und praktischen Diskursen ab (Lorey 1993, 1996; McNay 1991). Tatsächlich beschäftigt sich die konstruktionistische Sichtweise nicht mit der Untersuchung von Erfahrungen, sondern höchstens mit der Rede über Erfahrungen. Was sie theoretisch fassen kann, sind die Erzählungen der Subjekte über ihren Körper, über Wahrnehmungen, Empfindungen, Gefühle. Folgt man dieser Version, so dient der Rekurs auf Konzepte wie Körpererfahrungen und Körperbild der Autorisierung eindeutiger Körper. Da Intelligibilität durch performative Handlungen, die

ein benennbares Subjekt erzeugen, erreicht werden kann, scheint gerade in der Forderung, sich mit für dieses Subjekt relevanten Erfahrungen auszustatten, eine subtile Macht der Subjektivierung zu wirken. Wie Scott (1992) gezeigt hat, dient der Rekurs auf Erfahrungen zur Herstellung dieses Wissens-Subjekts, welches dann als erfahrungsvorgängig fungiert. Er legitimiert identitätspolitische Erzählungen, deren AutorInnen sich über die Erfahrung als authentisch ausweisen können. Diese können dann im Namen von sozialen Bewegungen und gesellschaftlichen Forderungen auftreten (die Frauen, die Schwulen, die Transsexuellen). Zur Behebung gesellschaftlicher Ausgrenzung und Benachteiligungen scheint der Bezug auf ein kollektives Wir, welches im Namen spezifischer Erfahrungen diese Forderungen begründet und die ›eigene Stimme‹ erhebt, unumgänglich. So ist die theoretische Kritik an Formen der Identitätspolitik nicht unbedingt in die Handlungsanforderungen aktueller Auseinandersetzungen übertragbar.

Bedenkenswert ist jedoch der theoretische Einwand, dass diese ›eigene Stimme‹ in einem Namen spricht, den sie sich nicht selbst gegeben hat. Die ›Frauen‹ existieren nicht jenseits der Konstruktionen innerhalb patriarchaler und hegemonialer Zuschreibungen, im Gegenteil: ›Frauen‹ ist ein Konzept, welches die Ausschlüsse, über die es überhaupt erst etabliert wurde, wiederholt. Die Illusion der Selbstbenennung wird hier als Verlängerung subjektivierender Machtstrategien gelesen.

Die theoretische Schwierigkeit, wie mit ›Körpererfahrungen‹ umgegangen werden kann, ohne in die Fallen eines substanzialistischen Subjektbegriffs zu treten, ist noch nicht gelöst. Allgemeiner geht es um die Frage, was das Subjekt überhaupt über sich selbst sagen kann beziehungsweise auf welcher Ebene seine Aussagen gelesen werden. Schon Freud war das Problem der Übersetzung höchst aktuell: übersetzt der/die Sprechende Erlebtes, Geträumte, Erfahrenes in Worte oder werden in Worten immer wieder neue Erzählungen gebildet, die sich allerdings selbst als Übersetzung ausgeben um psychisch wirksam zu sein?³ Was sich vom Körper und seinen Erfahrungen sagen lässt wiegt um so schwerer, wenn man wie Butler die Möglichkeit ›Ich‹ zu sagen an die Verleugnung körperlicher Erfahrungsmöglichkeiten bindet. Zusätzlich ist die aus der Foucaultschen Richtung stammende Kritik aufmerksam gegenüber der Etablierung von psy-

chischen Innenräumen, die über die Aufforderung sich als erfahrendes Subjekt zu erzählen, produziert werden. Die Aufforderung zur bedeutungsvollen Selbstthematisierung markiert den Beginn einer Psychologie als Wissenschaft. Sie ist historisch Teil der sich individualisierenden Gesellschaft, die die Aufmerksamkeit auf das Innere des Individuums richtet, welches im entstehenden Diskurs der Innerlichkeit zunehmend veräußert und verobjektiviert wird. Das dabei die Empfindungen und Gefühle nicht lediglich Ausdruck bekommen, sondern mögliche Empfindungen und Haltungen umorganisiert und modifiziert werden, liegt auf der Hand (Foucault 1977, Sonntag 1999).

Um Erfahrungen theoretisch zu fassen wird häufig auf die Phänomenologie Bezug genommen (Lindemann 1993; Grosz 1994; Burr 1999; Guggutzer in diesem Band). So begründet Elisabeth Grosz in ihrer breit angelegten Arbeit über die verschiedenen Körpertheorien des 20. Jahrhunderts die Bedeutung der Phänomenologie (hier spezifisch Maurice Merleau-Ponty) für eine angemessene Konzeptualisierung von Erfahrungen. Sie betont einerseits ihren konstruierten und situierten Aspekt, ihre Eingebundenheit in kulturelle, soziale, historische und politische Kräfte. Andererseits ist Erfahrung immer relevant für die Konstitution unseres Wissens:

He (Merleau-Ponty, B.M.) renders experience of immediate and direct relevance to philosophy and the production of knowledge. It is not only the starting point of analysis but also a kind of measure against which the vagaries of theory can be assessed. (Grosz 1994, S.95)

Körper werden über den Verweis auf den Leib als Voraussetzung, um überhaupt Erfahrungen machen zu können, als Produzenten nicht-sprachlicher Bedeutung verstanden. Burr (1999) ordnet diese Körpererfahrungen explizit dem Nicht-Diskursiven zu. Augenfällig ist die Verbindung von Gefühl, Erfahrung und Körper (beziehungsweise hier im Sinne des phänomenologischen Leibes – des bedeutsamen, mit mir seienden Körpers). Die Bedeutungen, die nicht im Reich des Diskursiven aufgehen und eine andere Form von Erfahrung kennzeichnen, werden als Ort potentiellen Widerstands definiert. Abgesehen von der theoretischen Schwierigkeit, Leib und

Körper voneinander zu trennen, liegt hier meiner Meinung nach eine nicht zu hintergehende Differenz: schon die Bedeutsamkeit bestimmter Erfahrungen und die Einbindung in die Restrukturierung sozialer Positionen ist eine Form ihrer Diskursivierung. Wenn Burr (1999) auf den breiten Bereich des Nicht-Diskursiven im Körperlichen verweist, so entkommt dies nicht theoretischen Problemen die mit seiner Thematisierung einhergehen (siehe dazu ausführlicher Müller 2001). Auch die Rede von Erfahrung hat ihr ›anderes‹ und ist insofern niemals ›anwesend‹ beziehungsweise verweist nicht auf sich selbst. Dies heißt nicht, dass sich ihr Referent in Sprache auflöst, sondern dass die Beziehung zwischen Möglichkeiten der Erfahrung und ihres Sprechens in komplexere Gefüge verweist, als die zwischen etwas unmittelbar Präsentem und seinem Ausdruck. Ihr Referent ist demzufolge dekonstruierbar im folgenden Sinne:

It is totally false to suggest that deconstruction is a suspension of reference. Deconstruction is always deeply concerned with the ›other‹ of language. Certainly, deconstruction tries to show, that the question of reference is much more complex and problematic than traditional theories supposed... The other which is beyond language and which summons language, is perhaps not a ›referent‹ in the normal sense ... But to distance oneself thus from the habitual structure of reference, to challenge or complicate our common assumptions about it, does not amount to saying that there is nothing beyond language. (Derrida in Kearney 1987, S. 123f)

Die Öffnung der möglichen Referenten der Rede von Erfahrungen, also die Vervielfältigung ihrer möglichen Bezüge, spräche zum Beispiel gegen deren gleichförmige und stetig wiederkehrende Interpretation als männlich oder weiblich.

Um diese Ausgrenzung von queeren und anderen Körperpraxen nicht weiter zu betreiben erscheint mir die Offenheit der Theorien für das, was Körper werden kann, unabdingbar. Theoretisch sinnvoll ist ein Nebeneinander von Körperpraxen ohne diese über den Konvergenzpunkt eines Körperkonzepts zu deuten.

Verkörperte/Verkörpernde Praxis

Schaut man auf verschiedene Neuformulierungen des Körpers fällt das Anliegen auf, den Körper nicht als Status sondern als Praxis betrachten. Mehrere Konzepte beschreiben Körper, die sich durch die Möglichkeit auszeichnen, verschiedenste Bezüge zu Dingen und Handlungen, zu Normen und Repräsentationen, zu virtuellem, und imaginären Räumen aufzunehmen, in diesen zu agieren und auf sie zurückzuwirken. Körper sind nicht sondern tun. So ist auch das philosophische Experiment von Deleuze und Guattari inspirierend, da sie den Körper als Bündel von Bahnungen, Bewegungen und Impulsen betrachten, die temporäre Verknüpfungen eingehen, sich wieder auflösen können, die sich aber nicht über einheitliche Organisationsprinzipien kanalisieren lassen. Für sie gibt es kein organisatorisches Zentrum des Körper sondern lediglich produktive und lebendige Potentiale. Der Körper wäre so nicht als einer und einheitlich zu beschreiben. Diese Idee, den Körper in seinen situativen und temporären Bezügen zu verstehen taucht auch in weniger radikalen Formulierungen wie Embodiment auf und ist instruktiv, wenn es darum geht die Möglichkeiten des Denkens über den Körper zu erweitern: Der Körper als Praxis, als Bündel von Handlungen, Beziehungen, Verweisen und Bewegungen. Die Betonung liegt auf den aktuellen Prozessen, also auf einer zeitlichen Ebene und nicht auf der räumlichen (wie zum Beispiel in der phänomenologischen Diskussion, wo die Situierung im Raum die Leiblichkeit herstellt). Der Begriff des Körpers selbst könnte so also tendenziell aufgegeben werden, es sei denn um die diskursiven Ansprüche an Körperpraxen zu bezeichnen. Ein großer Teil der Diskussion ist an der Auflösung rigider Grenzen interessiert, über den Technik- und Geschlechterdiskurs bis hin zu den Erweiterungen des konstruktionistischen Paradigmas. Sie alle lösen Festschreibungen des Körpers auf und etablieren eine Betrachtungsart, über den Körper nicht definitiv zu verfügen, sondern zu sehen, was in den jeweiligen Verweisen, Verknüpfungen, Übergängen und Stilisierungen Körper werden kann. Eindeutige Grenzverläufe werden aufgelöst und uneindeutig gemacht. Der Körper wird neu formuliert als prinzipiell offener, heterogener und unabgeschlossener Prozess. Die neueren Entwicklungen kennzeichnet ebenso ein Inter-

esse am produktiven Körper. Die vielfältigen Grenzverläufe innerhalb der Körperkonstruktion werden stärker als verschiebbar gesehen. Sowohl der Technikdiskurs als auch der Geschlechterdiskurs nehmen dieses Potential auf. In ihnen werden Verweise des Körpers aktiv inszeniert und produziert und so auf ihren uneindeutigen Status hingewiesen. Heutige Formen der Selbststilisierung finden in ganz entscheidendem Maße über den Körper statt. So als würde die historische Funktion des Körpers, Differenzen als natürliche sichtbar zu machen, nun für die eigenen Zwecke genutzt und neue Sichtbarkeiten hergestellt, ohne dass diese sich identitätspolitisch legitimieren müssen. Diese Funktion, Übergänge zu ermöglichen und zu inszenieren wird in verschiedenen Zusammenhängen mit *passing* bezeichnet: als echt durchgehen und damit gleichzeitig Zugehörigkeiten als »konstruierte« aufzuzeigen und auf den ungesicherten und illusorischen Status jedes Identitätsversprechens zu verweisen. Körperpraxen können als disparat und uneinheitlich gefasst werden. Insbesondere feministische Theorien wiesen darauf hin, dass eindeutige und abgegrenzte Konzepte vom Körper einer Logik folgen, die regelmäßig die anderen pathologisiert. Diese werden einerseits eher über den Körper definiert und sollen andererseits normativen Körperbildern folgen (Bayer & Malone 1996). Auch der Begriff des Embodiment kritisiert den Zwang zur Vereinheitlichung und der reflexiven Bestimmung des Körpers über ein Bild. Erforderlich ist es, die Heterogenität verschiedener Körperpraxen zu fassen, ohne sie über *ein* Konzept vom Körper zu vereinheitlichen. Der Begriff des situierten Wissens von Donna Haraway erscheint als besonders offen für die Aktivierung verschiedener Potentiale, die jeweils als Körperpraxen verstanden werden können ohne zwangsläufig den Körper definitorisch zu restringieren. Auch Judith Butler weist immer wieder auf diesen Zusammenhang hin: Die Aufrechterhaltung intelligibler Körpergrenzen ist Akt des Ausschlusses und der Etablierung hierarchischer Verhältnisse. Die Forderung nach der Intelligibilität der Körperoberfläche, nach einer eindeutigen Gestalt (Performativität) ist gleichzeitig ein Akt der Verwerfung von Körpern, die dieser Eindeutigkeit nicht folgen. Sie geht dabei allerdings von der strengen und rigiden Norm der Heterosexualität aus, was ihr Plädoyer für das Öffnen von Körperpraxen und deren Deutungen merkwürdig leer erscheinen lässt. Gerade weil

sie diese rigiden Normen als Existenzmöglichkeiten eines sozialen Subjekts versteht, scheint hier ein heterogenes Nebeneinander nur eine weitere Illusion. Gerade aber die Pluralität von Körperpraxen, die immer schon queer sind, fordert auf in Richtung deren Potentiale weiterzudenken.

► Anmerkungen

- 1 Dies ist keine generelle Kritik an sich phänomenologisch begründenden Ansätzen. Gesa Lindemann (1992) verwendet phänomenologische Konstrukte gerade für die Ausarbeitung von transsexuellen Identitäts- und Körpererfahrungen, die sich also nicht auf einen einheitlichen Referenten reduzieren lassen. Es ist allerdings eindrücklich, dass, sobald über Erfahrungen gesprochen wird (oft in der Verbindung mit Gefühl und Affekt), regelmäßig auf die phänomenologische Perspektive zurückgegriffen wird. An späterer Stelle werde ich genauer darauf eingehen.
- 2 Enunciation ist ein Begriff aus der Filmtheorie und bezeichnet dort jene Äußerungspraktiken mit deren Hilfe die Sprechenden ihren Ort markieren. Diese Markierungen ermöglichen den Zuschauenden bestimmte Weisen, sich zu dem Gesagten ins Verhältnis zu setzen.
- 3 Zu dieser Thematik siehe Derrida (1972) und Hegener (1997), der in einem sehr aufschlußreichen Buch dem Schriftgedanken im Sinne Derridas im Werk Freuds nachgeht.

► Literatur

Angerer, Marie-Luise (1995). The Body of Gender. Körper. Geschlechter. Identitäten. In: Dies (Hg.), The Body of Gender. Körper. Geschlechter. Identitäten. (S.17–34). Wien: Passagen.

Baerveldt, Cor & Voestermans Paul (1996). The Body as a Selfing Device. The Case of Anorexia Nervosa. *Theory & Psychology* 6(4), S.693–713.

Bayer, Betty & Malone, Karen R. (1996). Feminism, Psychology and Matters of the Body. *Theory & Psychology* 6 (4), S.667–692.

Bigwood, Carol (1991). Renaturalizing the Body (with the Help of Merleau-Ponty). *Hypathia* 6 (3), S.54–73.

Borkenhagen, Ada (2000). Dissoziationen des Körpers. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Butler, Judith (1996). Imitation und Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In: Hark, Sabine (Hg.). Grenzen lesbischer Sexualität. Aufsätze. (S.15–37). Berlin: Quer Verlag.

Butler, Judith (1995). Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag. (orig. am. 1993).

Butler, Judith (1993). Für ein sorgfältiges Lesen. In: Benhabib, Seyla u. a. (Hg.). *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmodernen in der Gegenwart.* (S. 122–132). Frankfurt/M: Fischer.

Burr, Vivien (1999). The extra-discursive in social constructionism. In: Nightingale, David J. & Cromby, John (Hg.). *Social Constructionist Psychology. A critical analysis of theory and practice.* (S. 113–126). Buckingham, Philadelphia: Open University Press.

Derrida, Jacques (1995). *Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale.* Frankfurt/M: Fischer.

Derrida, Jacques (1995). Freud und der Schauplatz der Schrift. In: Ders. *Die Schrift und die Differenz.* (S. 302–350). Frankfurt/M: Suhrkamp (1. Aufl. 1976).

Deleuze, Gilles & Guattari, Felix (1992). *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus.* Berlin: Merve.

Duden, Barbara (1993). Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. *Feministische Studien* 11 (2), (S. 24–33).

Engelmann, Peter (1987). Einführung. Postmoderne und Dekonstruktion. Zwei Stichwörter zur Zeitgenössischen Philosophie. In: Ders. (Hg.). *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart.* Stuttgart: Ph. Reclam jun.

Gilman, Sander (1999). *Making the body beautiful. A cultural history of aesthetic surgery.* Princeton: Princeton University Press.

Grosz, Elisabeth (1994). *Volatile Bodies. Toward a Corporeal Feminism.* Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.

Gugutzer, Robert. (2001). Grenzerfahrungen. Zur Bedeutung von Leib und Körper für die personale Identität. In diesem Heft.

Foucault, Michel (1977). *Sexualität und Wahrheit* Bd. 1. *Der Wille zum Wissen.* Frankfurt/M: Suhrkamp. (10. Aufl. 1998).

Haraway, Donna (1995). Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. (S. 73–97). Frankfurt/M: Campus.

Harrè, Rom (1999). Discourse and the embodied person. In: Nightingale, David, J. & Cromby, John (Hg.). a. a. O. (S. 97–112).

Hegener, Wolfgang (1997). Zur Grammatik Psychischer Schrift. Systematische und historische Untersuchungen zum Schriftgedanken im Werk Sigmund Freuds. Tübingen: edition diskord.

Karney Richard (1987). *Dialogues with contemporary Continental thinkers. Jacques Derrida* (S. 105–126). Manchester: Manchester University Press.

Lindemann, Gesa (1993). Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt/M: Fischer

Lorey, Isabell (1996). Immer Ärger mit dem Subjekt. Theoretische und politische Konsequenzen eines juridischen Machtmodells: Judith Butler. Tübingen: edition diskord.

Lorey, Isabell (1996). Der Körper als Text und das aktuelle Selbst. Butler und Foucault. *Feministische Studien* 11 (2), S. 11–23.

McNay, Lois (1991). The Foucauldian Body and the Exclusion of Experience. *Hypathia*. 6(3), S. 125–139.

Müller, Birgit (2001). Körper. (De-)Konstruktionen. Praxen. Überlegungen zu neueren Diskursen. Berlin: Logos.

Probyn, Elspeth (1991). The Body Which Is Not One: Speaking an Embodied Self. *Hypathia* 6 (3), S. 111–124.

Pujol, Joan & Montenegro, Marisela (1999). »Discourse or materiality?« Impure alternatives for recurrent debates. In: Nightingale, David, J. & Cromby, John (Hg.). a.a.O. (S. 83–96).

Radley, Alan (1996). Displays and Fragments. Embodiment and the Configuration of the Social World. *Theory & Psychology* 6 (4), S. 559–576.

Radley, Alan (1996). The Body and Social Psychology. New York, Berlin: Springer.

Sampson, Edward, E. (1989). The Deconstruction of the Self. In: Shotter, John & Gergen, Kenneth, J. (Hg.). *Texts of Identity*. (S. 1–19). London, Newbury Park, New Delhi: Sage. (Reprint, 1993).

Sampson, Edward, E. (1989). Establishing Embodiment in Psychology. *Theory and Psychology* 6(4), S. 601–624.

Sampson, Edward, E. (1989). Life as an Embodied Art: The Second Stage – Beyond Constructionism. In: Beyer, B. & Shotter, J. (Hg.). *Reconstructing the Psychological Subject. Bodies, Practices, Technologies*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.

Sampson, Philip J. (1996). Die Repräsentation des Körpers. In: Rötzer, F. (Hg.). *Die Zukunft des Körpers I*. *Kunstforum* 132, S. 94–111.

Scott, Joan W. (1992). »Experience« In: Butler, J. & Scott, J.W. (Hg.), *Feminists Theorize the Political*. (S. 22–40). New York, London: Routledge.

Sieber, Samuel (1999). Disziplinierungstechnologien und moderner Körperkult. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 23 (1/2), S. 53–78.

Sonntag, Michael (1999). »Das Verborgene des Herzens«. Zur Geschichte der Individualität. Reinbek: Rowohlt.